

Super-Entertainerin Cher heizte 6000 begeisterten Fans in der Berliner Deutschlandhalle ein

Aufregend, animalisch und animierend

Als Cher endlich mit ihrer voluminösen, ekstatischen Altstimme „If I Could Turn Back Time“ singt, hält es keinen mehr auf den Stühlen. Die gut 6000 Besucher in der Deutschlandhalle reißen die Arme nach oben, tanzen, jubeln, gehen in die Senkrechte, und manche erschrecken ein bißchen über ihre eigene plötzliche Ausgelassenheit. Denn zuvor klebten sie mit bleierne Hintern eineinhalb Stunden brav und gesittet auf den Stühlen und mit gierigen Augen an dem Show-Chamäleon hoch droben auf der Bühne. Paralytisch wie das Karnickel vor der Schlange saß hier ein Auditorium beisammen, dem mit immensem technischen Aufwand ein Spektakel kredenzt wurde, in dessen Mittelpunkt einzig und allein Cher, die Entertainment-Diva, die das Unmögliche immer wieder möglich macht, schillert, glänzt und strahlt.

Quasi als Ouvertüre flimmert zu Beginn Chers Showleben auf einer Großleinwand vorbei. Ihre Erfolge mit Ehemann Sonny Bono als Sonny & Cher („I Got You, Babe“), ihre Fernsehkarriere, ihr Ehemann Nummer zwei, Gregg Allman, ihre beiden Kinder Chastity (von Bono) und Elijah Blue (von Allman), ihre Filmkarriere, ihre Auftritte bei Golden-Globe- und Oscar-Verleihungen. Als die Leinwand wieder hochgefahren wird, erscheint sie zu brummendem Rock-Getöse: Cher, die Hohepriesterin lasziver Las-Vegas-Wollust. Auf einer Hebebühne schwebt sie herunter in ein Bühnenbild, das einem mystischen Tempel der flirrenden Begierde gleicht, mit wallender, feuerroter Lockenpracht und in einem ziemlich profanen, lila-blauen Hosenzug Marke siebziger Jahre vom Grabbeltisch der Geschichte.

„But I Still Haven't Found What I'm Looking For“ bekennt sie vollstimmig im wabernden Nebel, unterstützt von drei hübschigen Chorsängern und einer Sechsmann-Band im typischen kalifornischen Hardrock-Outfit. Später kommen noch zwei Tänzer und zwei Tänzerinnen dazu, deren hektisch choreographierte Rammereien Cher den Sprung in die Umkleidekabine ermöglichen. In den eineinhalb Stunden wechselt sie sechzehnmal die Kostüme, bei denen der Schneider mitunter mit



Wechselte zwölfmal die Perücken: Cher bei ihrem umjubelten Berliner Konzert.

Foto: Heinrich

echt wenig Stoff auskam, und zwölfmal die Perücken. „Love Hurts“ ist nicht nur der Titel ihrer neuen LP, sondern auch Molto dieser Show. Die Frage, warum es nicht klappt, die Liebe zum Bleiben zu bewegen, kann auch Cher nicht beantworten, doch gibt das Thema genügend Stoff her, um in eingängigen Songs über Schmerz und Verzicht, Hoffnung und Begehren zu meditieren.

Zur Begrüßung eine Entschuldigung: Wenn sie gewußt hätte, daß

„Wetten daß...?“ ein Familienprogramm ist, wäre sie damals nicht in jenem sexy-knappen Klarsichtkostüm aufgetreten, das für einen kleinen öffentlich-rechtlichen Fernsehskandal gesorgt hatte. „Ich hab' echt gedacht, das sei eine Heavy-Metal-Show“, grinst sie. Im Verlauf ihrer Hitrevue führt sie eben jenen Hauch von Tüll und Straps mal mit, mal ohne Lederjacke, mal von vorn, mal von der tätowierten Rückseite vor. Und den einzigen deutschen Satz, den

sie beherrscht, gibt sie auch noch zum besten: „Du hast ein Affengesicht!“ „Wo lernt man sowas?“

Cher ist eine fulminante Entertainerin, eine Interpretin, die sich mit sicherem Griff Songs aus fremder Feder ansteckt. „Fire“ von Bruce Springsteen gehört ebenso dazu wie „A World Without Heroes“ von Kiss, „Many Rivers To Cross“ von Jimmy Cliff gibt's genauso wie „Just Like Jesse James“ von den Eagles und „Love Is A Battlefield“ von Pat Benetar. Dabei bleibt Cher,

die mondäne Bühnenerscheinung mit der batikbunten Hippieseele, immer ganz sie selbst, geht ganz auf in der Musik, in die sie Gefühle der himmelhoch jauchzenden Verliebtheit und der zu Tode betäubten Verzweiflung legt. Entertainment pur; manchmal, wenn das Ballett gerade mal wieder so richtig loslegt, würde man sich nicht wundern, wenn Siegfried und Roy zwischendurch einen Elefanten verschwinden lassen oder Bobby Verosini seinem Orang Utans Zucker geben würde.

Nach viel nackter Haut, edlem weißen Nerz und wildesten Haartrachten, nach bombastischen Lichtgewittern aus ständig quirlenden Vari-Lite-Spots, nach von der versierten Musikermansschaft in prächtigstem Sound (sowas erlebt man in der Deutschlandhalle selten) aufgewühlten Highlights des Sechziger- und Siebziger-Jahre-Pop setzt Cher wieder die feuerrot-erotische Haartracht vom Anfang auf und reißt mit „Turn Back Time“ ihr Publikum – endlich – aus der Reserve. Aber da ist das (bis auf einen Bildausfall bei einer zweiten Filmprojektion) perfektionierte Cher-Spektakel auch schon vorüber. Hunderte von Feldstechern und Operngläsern, die sich angestrengt Richtung Bühne gerichtet hatten, verschwinden wieder in Köcher und Handtasche.

Aber halt, drei Zugaben stehen noch auf dem Fahrplan, ohne die man die Besucher nicht in die Nacht entlassen will: „Love Hurts“ natürlich, der rote Faden des Abends, von Boudeaux Bryant komponiert und von Nazareth zum Hit gemacht, gefolgt vom „Shoop Shoop Song“ aus Chers letztem Film „Mermaids“ und als Rausschmeißer Bob Segers „Fire Down Below“. Was für eine Frau, was für eine Stimme, was für eine Entertainerin. Cher hat die hohe Schule der US-Unterhaltung in sich aufgesogen, doch sie hat bei aller Perfektion ihre Ecken und Kanten nicht gänzlich abgeschliffen, sie wirkt bei aller Professionalität unberechenbar und angriffslustig. Und eben das macht diese Show, obwohl von Anfang bis Ende akribisch ausgetüftelt und choreographiert, so aufregend und anregend, so animalisch und animierend. Applaus! Peter E. Müller